

Tina Kropp-Strobel

Was war, was blieb, was wurde

agenda

Tina Kropp-Strobel

Was war, was blieb, was wurde

Heimatgeschichten aus Nottuln



agenda Verlag

Münster

2026

Dieses Werk entstand mit freundlicher Unterstützung durch den
Landschaftsverband Westfalen-Lippe



Für die Menschen.
Für Westfalen-Lippe.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2026 agenda Verlag GmbH & Co. KG
Drubbel 4, D-48143 Münster
Tel. +49-(0)251-799610
info@agenda-verlag.de, www.agenda-verlag.de

Druck und Bindung: TOTEM, Inowroclaw, Polen

ISBN 978-3-89688-974-4

Inhalt

Vorwort	7
Widmung	8
Das Haus am Dorfrand	9
Wenn Mauern erzählen	13
Der leere Platz am Tisch	18
Ein stiller Dienst	21
Mut, Mangel, Menschlichkeit	23
Die Nacht im Steinbruch – Angst, Mut und ein Schluck Milch	27
Schulzeit unter Schatten und Licht	30
Was Omas Zehen erzählten	33
Der Kriegsgefangene	37
Gefangen im Gleichschritt	40
Befreit und doch verunsichert	43
Die Hauswirtschaftsschule	47
Kochen gegen das Vergessen	51
Weihnachten, ein Leuchten über Generationen	53
Als der Sonntag noch heilig war	56
Der Einkauf beim Krämer	59
Stoffe des Alltags	61
Der Duft aus dem Schmalztopf	64
Die Rückkehr der Kirchenglocke	66
Staubige Wege, warme Arme	68
Die verlorenen Wege	70
Als die Post noch Zeit hatte	72
Im Schatten der Strickmaschinen	74
Ein Dorf in seinem Rhythmus	76
Die Wärme kleiner Gesten	79
Wie die Frauen den Wald zurückholten	81
Heimat auf Umwegen	84
Wurzeln im Neuanfang	88
Märchen, Felder und Glück	91

Hände, die Geschichten weben	94
Der Klang der Straße	97
Das gute Kleid	99
Wenn Hemden wie Bretter auf der Leine hingen	102
Im Rhythmus des Wasserrads	104
Spiele der Kinder	107
Die Schulzeit im Wandel	112
Wärme für das Zuhause	115
Zwischen Sprunggrube und Erinnerungen	118
Frauen im Wandel der Zeit	120
Das Leben der Männer in harten Zeiten	124
Häuser, die Geschichten tragen	127
Der Wert der Dinge	129
In der Pandemie	132
Emaillie, Kernseife und die große Zinkwanne	133
Zwischen Vinyl und Träumen	135
Freiheit auf zwei Rädern	138
Der Martini-Markt	143
De Tied van't Platt	145
Wahrzeichen in den Baumbergen	147
Wenn der Himmel schweigt	150
Stein der Heimat	153
Das Erbe der Erinnerung	156
Spuren, die bleiben	158
Zwischen Erde und Himmel	160
Schlusswort	162
Danksagung	164
Quellenverzeichnis	166

Vorwort

Manche Geschichten beginnen nicht mit einem klaren Anfang, sie entstehen aus Bruchstücken, aus Erzählungen an Küchentischen, aus vergilbten Fotos in alten Schuhkartons, aus Blicken, die mehr sagen als Worte. So ist es auch mit der Geschichte meiner Familie. Was meine Eltern, Großeltern und Urgroßeltern erlebt haben, wurde mir nicht in langen Reden überliefert, sondern in Momenten: ein Satz beim Abendessen, ein zufälliges Wort, das plötzlich eine Tür in die Vergangenheit öffnete. Manche Dinge erzählten sie mir direkt, anderes musste ich zwischen den Zeilen lesen. Und vieles, was sie nie sagten, spricht heute lauter als je zuvor.

Dieses Buch ist mein Versuch, all das zu sammeln, zu ordnen und zu verstehen. Es ist keine lückenlose Chronik, kein Geschichtsbuch, es ist eine Reise in den Nebel der Zeit. Ich gehe den Spuren nach, die sie hinterlassen haben. Manchmal stellt sich die Frage, was diese Vergangenheit mit einem macht – was sie formt, was sie hinterlässt, und wer man ohne sie gewesen wäre.

Es ist ein Blick zurück, um besser nach vorn schauen zu können. Ein Gespräch über Generationen hinweg. Ein Versuch, das Schweigen zu brechen und das Erinnern lebendig zu halten.

Widmung

Dieses Buch ist all jenen gewidmet, die nicht mehr bei uns sind, aber deren Erinnerungen, ihre Weisheit und ihre Geschichten in uns weiterleben. Für die, deren Stimmen verklungen sind, deren Schritte nicht mehr durch das Dorf hallen, aber deren Liebe und Erinnerungen wir in unseren Herzen tragen. Für die, die uns verlassen haben, noch bevor wir all das sagen konnten, was wir fühlen. Für die, die mit uns gingen und für immer ein Teil von uns bleiben.

Und ebenso für diejenigen, die noch unter uns sind, die uns begleiten, die wir täglich erleben dürfen, die uns prägen und uns zeigen, was es bedeutet, vergangen und doch immer gegenwärtig zu sein.

Ihr alle seid der Grund, warum diese Geschichte weiterlebt. In den Worten, die ich schreibe, in den Momenten, die ich teile, in den Erinnerungen, die wir bewahren, seid ihr immer bei uns, mit uns, in unseren Herzen.

Das Haus am Dorfrand

Manchmal stellt sich die Frage, ob ein Ort Erinnerungen trägt, so wie ein Mensch. Ob Wege, Mauern und Felder schweigend bewahren, was längst vergangen ist. Ob Erde ein Gedächtnis hat und beginnt zu erzählen, wenn man nur still genug wird. Es gibt Orte, die bestehen nicht nur aus Stein und Straßen, sondern aus Stimmen, Spuren und unausgesprochenen Geschichten. Orte, die Menschen durch ihr Leben begleiten, manchmal leise, manchmal kraftvoll, und jeder hat einen solchen Ort, der in ihm weiterklingt.

Nottuln ist einer dieser Orte, ein Dorf im Münsterland, eingebettet zwischen Hügeln und Feldern, getragen von Geschichte, Geräuschen und dem Rhythmus der Landschaft. Wenn der Wind über die Hügel streicht, wenn die Bäume im Grenzbereich zwischen Wald und Feld flüstern und sich die Dächer aneinanderschmiegen wie alte Freunde, dann scheint der Ort selbst zu atmen. Hier geht die Zeit. Schritt für Schritt. Still. Beständig.

In der Dämmerung liegt das Kopfsteinpflaster im Ort, still unter den Schritten. Zwischen den Steinen haftet das Echo vieler Jahre. Der Ort verändert sich, wie alles sich verändert, und doch bleibt ein Kern erhalten, tief und unerschütterlich wie das Fundament eines alten Hauses.

Von oben betrachtet wirkt Nottuln wie ein Bild: die Kirche als Mittelpunkt, verwoben mit Höfen, Wegen und Gärten. Doch wenn man näher herantritt, erkennt man in den Fenstern Leben, in den Mauern Geschichte und in den Höfen das Echo derer, die vor uns kamen. Wie in einem langsamen Kameranäherung rückt das Bild näher: vom Dorf zur Straße, von der Straße zum Haus, von der Weite zum Detail.

Und genau dort, mitten in diesem flüchtigen Bildausschnitt, setzt die Geschichte vieler Familien an. Die frühen 1920er-Jahre waren eine Zeit, in der das Land atmete wie nach einem Sturm – schwer, unruhig, aber voller Erwartung. Auch im Münsterland, in Dörfern wie Not-tuln, war die Nachkriegszeit spürbar wie eine unsichtbare Hand: Die Wunden des Ersten Weltkriegs lagen noch offen, und die Inflation von 1923 fegte wie ein plötzliches Feuer durch das Leben der Menschen. Ersparnisse zerfielen über Nacht, Preise stiegen schneller als man sie ausrufen konnte, und Löhne wurden täglich ausgezahlt, weil das Geld bis zum Abend kaum noch etwas wert war. Auf den Höfen herrschte ein eigener Rhythmus des Überlebens. Hühner scharrtten im Staub, Kaninchenställe wurden sorgfältig gepflegt, Eier wanderten gegen Mehl, und Nachbarschaftshilfe war kein freundliches Angebot, sondern das Netz, das alle zusammenhielt. Man lebte sparsam.

Und dennoch: Zwischen all dem Alltag, der Mühe und der Unsicherheit lag ein Funke von Aufbruch in der Luft. In den Dörfern schlossen sich Menschen zu Genossenschaften zusammen, Handwerker schoben die Türen ihrer kleinen Werkstätten auf, und aus offenen Fenstern klangen wieder das Schlagen von Hämmern und das helle Rascheln von Sägespänen auf der Werkbank. Auch auf den Feldern begann eine neue Zeit heranzuwachsen. Die ersten Maschinen rollten über den Boden, noch von Pferden gezogen, langsam, schwerfällig, aber sie kündigten etwas an: dass sich die Welt, selbst hier zwischen Feldern und Hofstellen, nicht aufhalten ließ.

Im Jahr 1927 kaufte Johannes, mein Urgroßvater, ein Haus am Dorfrand. Es gehörte zu einer leerstehenden Fabrik. Die Mauern waren solide, das Dach musste ausgebessert werden, doch das Haus hatte Fundament und damit Zukunft. Die Mauern waren stabil, das Dach musste ausgebessert werden. Johannes begann, es Stein für Stein zu reparieren.

Gemeinsam mit meiner Urgroßmutter Mina machte er daraus ein Zuhause. Sie bauten aus dem, was vorhanden war, schufen Raum für Familie, für Arbeit, für Leben. Morgens roch es nach frischem Brot, das Mina im alten Steinofen backte, nach Rauch vom Herd, nach feuchtem Holz und manchmal auch nach Stall. Abends saß Johannes in der Stube, eine Petroleumlampe auf dem Tisch, und reparierte Werkzeuge oder schrieb Zahlen in sein Notizbuch. Mina nähte daneben, flickte Kleidung oder zählte Vorräte. Es war ein schlichtes Leben, aber erfüllt vom Klang der Tage.

Johannes und Mina bekamen acht Kinder: darunter meine Oma Luise und meine Urgroßtante Enne. Acht Stimmen, acht Charaktere, acht kleine Leben in einer Zeit, in der jeder Groschen zählte. Das Haus war voller Bewegung, voller Lärm, Lachen, Streit und Arbeit.

Die zweite Hälfte der 1920er-Jahre brachte Schwankungen in der Landwirtschaft, die Preise für Milch, Getreide und Vieh schwankten stark und die Agrarkrise gegen Ende des Jahrzehnts setzte viele unter Druck. Die Preise fielen dramatisch, Bauern mussten Maschinen verkaufen, Tiere abgeben.

Doch es gab auch Fortschritt. Dörfer erhielten Stromanschlüsse und in einigen Häusern hielt erstmals elektrisches Licht Einzug. In Nottuln wurde das Kirchspiel modernisiert. In Nottuln hielt man zusammen. Johannes hielt den kleinen Hof mit Hühnern, etwas Vieh, einem Garten und handwerklichem Geschick. Mina nähte, flickte, backte Brot. Es war ein Leben, in dem man tat, was getan werden musste.

In den frühen 1930er-Jahren drang die Politik in die Gespräche auf dem Kirchplatz, in die Stuben, in die Schulen. Das Radio, ein kantiges Gerät mit Stoffbespannung, brachte Stimmen aus der Ferne ins Dorf. Viele hofften auf Stabilität nach schweren Jahren, doch es lag

eine neue Unruhe in der Luft. Wenn Johannes abends das Radio einschaltete, lauschten alle.

Die Kinder verstanden nicht, was gesprochen wurde, aber sie fühlten die Veränderung. Und doch ging das Leben weiter. Sonntags zog man die besten Kleider an und stand nach dem Gottesdienst auf dem Kirchplatz. Man sprach über Ernte, Wetter und Nachbarn und über das, was zählte. Man hielt zusammen. Mehr musste oft nicht gesagt werden. Die Jahre vor dem zweiten Weltkrieg waren geprägt von Widersprüchen: zwischen Tradition und Wandel, zwischen Bodenständigkeit und neuen Ideen, zwischen Glauben und Angst.

Aus dem Fenster unseres Hauses fällt der Blick auf das alte Wohnhaus von Johannes und Mina. Die Fenster sind erneuert, das Dach frisch gedeckt, doch in den Mauern liegt noch der Atem vergangener Jahre. Vielleicht stand Mina einst dort am Fenster, die Schürze umgebunden, die Hände kurz in der Luft, bevor sie sich wieder ihrer Arbeit zuwandte. Draußen Johannes, die Ärmel hochgekrempelet, das Gesicht dem Licht entgegen.

Zwischen ihrem Leben und dem heutigen scheint nur ein Atemzug zu liegen und doch sind es Jahrzehnte. Heimat bewahrt sich in Mauern, in Wegen und Stimmen. Auch wenn die Jahre vergehen, bleibt sie in Häusern, in Erinnerungen, in Geschichten, die weitergetragen werden. Hier, zwischen alten Mauern und dem Duft von Brot, nahm das seinen Anfang, was heute unsere Familie ist.

Wenn Mauern erzählen

In den frühen 1930er-Jahren lag ein stilles Unbehagen über dem Land. Die Menschen kämpften mit den Folgen der Wirtschaftskrise, mit Arbeitslosigkeit, Hunger und der Angst vor dem nächsten Tag. Auch in Nottuln suchte man Halt im Gewohnten auf den Feldern, in den Werkstätten, in den Familien. Man hoffte, dass sich alles wieder fügen würde.

Dann, am 30. Januar 1933, kam Adolf Hitler an die Macht. Ein Tag, der sich still in die Geschichte grub und in das Leben unzähliger Familien, auch in unsere. Die Jahre davor hatten den Menschen bereits viel abverlangt. Die Zeit war von Entbehrung geprägt, vom Nachhall der Weltwirtschaftskrise, von Unsicherheit und Hunger. Und doch keimte in vielen die Hoffnung, dass es endlich besser werden könnte: Arbeit, Ordnung, Zukunft. Niemand ahnte, welch hohen Preis man dafür zahlen würde. Der Krieg schlich sich heran, erst als Gedanke, dann als Gewissheit. Schritt für Schritt drang er in den Alltag, bis er eines Tages einfach da war, mitten im Leben, mitten im Dorf, mitten in den Herzen der Menschen. Er kam nicht mit einem Schlag, sondern mit leisen Verschiebungen. Männer verschwanden in Uniformen, Kinder lernten Lieder, Frauen nähten Verbandszeug. Der Klang der Glocken mischte sich mit dem Dröhnen der Radios, auf denen Reden liefen, die man lieber nicht hören wollte und doch hörte. Dann begannen die Jahre, in denen man lernte, die Angst zu tragen wie eine zweite Haut. Wenn die Sirenen heulten, war es, als hielt alles für einen Moment den Atem an. Ein greller, gellender Ton ging durch Mark und Bein, und dann begann das Rennen. Türen schlugen, Schritte hallten über das Pflaster, Kinder wurden auf die Arme genommen, Taschen gepackt, Lampen gelöscht. Niemand sprach, jeder wusste, was zu tun war. Sie alle versammelten sich im Bunker, jenem Keller, den es noch heute gibt. Er liegt direkt unter

unserem jetzigen Wohnhaus, in dem damals meine Familie und die Nachbarschaft Zuflucht suchten. In jener Zeit suchten Menschen Schutz in diesen Mauern, zwischen Angst und Hoffnung gefangen. Was heute still wirkt, trug einst das Gewicht jener Nächte. Unten im Keller sitzen sie dicht an dicht, Erwachsene und Kinder, die Gesichter blass im schwachen Licht einer flackernden Lampe. Die Luft ist stickig, der Boden kalt, die Wände feucht. Draußen bebt die Erde, und in der Ferne grollt es dumpf, jedes Dröhnen ein Herzschlag zu viel. Vielleicht hielt jemand die Hand des anderen fest, vielleicht flüsterte jemand ein Gebet, so leise, dass es kaum zu hören war. Und während über ihnen die Welt erzitterte, warteten sie auf Stille, auf ein Ende, auf ein Zeichen, dass sie noch da waren. Schwer vorstellbar, wie beängstigend es gewesen sein muss, in dieser Enge zu sitzen, besonders für die Kinder. Lachen, Toben, Unbeschwertsein hätten ihre Tage füllen sollen, doch sie lernten früh, was Angst bedeutet. Jeder Atemzug war Warten, jedes Schweigen ein Flehen, dass es bald vorbei sein möge.

Nicht weit von hier, zwischen Havixbeck und Nottuln, lag die Anlage „Herbstwald“, eine Anlage aus Baracken und Luftschutzstollen, verborgen im Wald, genutzt als Ausweichquartier für militärische Stäbe im Raum Münster. Tarnnetze, Erdüberdeckungen und künstliche Hügel, alles so angelegt, dass kein feindlicher Flieger es erkennen konnte. Heute wächst Gras über den Resten, und die Bäume haben sich das Gelände zurückgeholt. Nur wer weiß, wo er suchen muss, findet Spuren: einen verbogenen Eisenring, einen Betonrest, ein Loch, das im Laub verschwindet.

Auch in Münster selbst entstanden gewaltige Schutzräume, Bunker aus grauem Stein und Beton, wie der an der Lazarettstraße oder der Schützenhofbunker. Sie boten Schutz für Hunderte Menschen, aber kaum Platz zum Atmen. Wenn die Bomben fielen, drängten sich

weit mehr in die engen Räume, als vorgesehen war. Kinder, Frauen und Alte, sie saßen Schulter an Schulter, eingehüllt in Dunkelheit, während draußen Feuerregen fiel.

Hier auf dem Land, in den Dörfern war es einfacher und doch nicht weniger beängstigend. Man nutzte die Keller, die Lagerräume, jeden Ort, der Mauern hatte als Zufluchtsort. Der Bunker der Familie war klein, ein Raum aus rohem Stein, kaum höher als ein Mann, verborgen im Haus. Ein paar alte Holzstühle, ein Korb mit Decken und über allem der Geruch von Erde, Schweiß und Angst. Über der Erde ging das Leben weiter, als wäre es möglich, Normalität zu behalten. Die Felder mussten bestellt werden, auch wenn die Männer fehlten. Die Frauen spannten Pferde an, säten, ernteten, mahlten Korn, trugen Säcke, flickten Kleidung. Kinder sammelten Holz, suchten Beeren, halfen in den Ställen. Man lachte manchmal leise, fast verlegen, als wolle man das Lachen nicht herausfordern. Doch das Dorf war nicht mehr dasselbe. Auf den Höfen arbeiteten Zwangsarbeiter aus dem Osten: Polen, Ukrainer und Russen. Manche waren kaum älter als sechzehn, viele krank, erschöpft, hungrig. Sie schliefen in Nebengebäuden und arbeiteten unter sehr schlechten Bedingungen, oft mit unzureichender Verpflegung. Manche Familien halfen heimlich, gaben Brot, ein Stück Seife, ein paar warme Worte. Andere sahen weg. Krieg verändert nicht nur Länder, er verändert Menschen. Und immer wieder heulten die Sirenen. Auch hier in Nottuln, weit entfernt von den großen Städten, rollten Druckwellen über das Land, wenn Münster brannte. Der Himmel glühte rot und schwarz zugleich, und die Menschen blickten schweigend in die Ferne, als stünde dort eine Sonne, die alles verschlang.

Im Bunker wurde es stiller mit jedem Jahr. Die Gesichter schmalere, die Hoffnung zarter. Man sprach weniger, hörte mehr. Jeder wusste, dass draußen die Welt zerfiel, dass Väter, Brüder und Söhne an der

Front waren, dass Briefe seltener kamen, dass jeder Tag der letzte hätte sein können. Und doch hielten sie durch. Man erzählte Geschichten, um die Kinder zu beruhigen, teilte das letzte Stück Brot und sang manchmal, ganz leise, kaum hörbar, ein altes Lied, das von Frühling und Frieden sprach.

Wenn heute Stille den Bunker füllt, liegt Kühle in der Luft, schwer vom Geruch von Beton und Feuchtigkeit. Die nackten Wände tragen Spuren von Händen, die hier warteten, atmeten, aushielten. Berührt man das raue Mauerwerk, scheint etwas still zu werden, wie ein Atemzug, der sich legt. Manchmal bleibt ein Echo im Raum zurück, kaum hörbar, eher eine Ahnung als ein Klang. Nicht laut. Nur ein leises Weiterklingen von etwas, das nicht vergangen ist. In Gedanken steigen Bilder auf: eine Frau mit einem Tuch um den Kopf, Kinder an sich gedrückt, ein Mann daneben, die Hände verschränkt, die Augen geschlossen. Vielleicht glaubten sie in diesen Stunden mehr als je zuvor an die Mauern, an den Stein, an das, was man nicht sehen konnte: Hoffnung.

Draußen, jenseits des Dorfes, lag das Münsterland in Trümmern. Die Stadt Münster war nahezu vollständig zerstört, die Altstadt brannte. Der Krieg war in den Gesichtern der Menschen, in ihren Träumen, in den langen, schweren Nächten.

Heute hört man manchmal noch Sirenen, doch sie klingen anders als einst. Es sind nur kurze Proben, Signale im Vorübergehen, die kaum jemand wahrnimmt. Kinder spielen weiter, während der Ton verhallt, ein leises Echo vergangener Zeiten.

Der Gegensatz bleibt spürbar: Was damals Schutz bot, ist heute einfach ein Keller. Was einst von Anspannung erfüllt war, ist nun Teil des Alltags geworden. Und doch, wer einen Moment innehält und

lauscht, meint, die Mauern noch flüstern zu hören: von der Stille zwischen den Geräuschen, von Nähe, Mut und dem Glauben an ein Danach. So wird spürbar, dass Frieden kein Zustand ist, der einfach da ist – sondern etwas, das bewahrt und getragen werden will.

Er ist das Ergebnis von Mut, von Verlust und von unzähligen stillen Gebeten in Nächten, die kein Ende zu haben schienen. Und doch hört man auch heute wieder von Menschen, die fliehen müssen. Man sieht Bilder von zerstörten Städten, von Familien, die alles zurücklassen, um zu überleben. Erinnerungen steigen auf, leise Geschichten von Angst und Mut, weitergetragen in Familien, manchmal in Worten, manchmal nur im Blick. Vielleicht liegt in diesem Erinnern etwas, das über die Zeit hinweg trägt. Etwas, das bewahrt, was heute so zerbrechlich erscheint: den Frieden.

Beim Hinaustreten aus dem Keller des Hauses blendet das Licht, Stimmen hallen über den Hof – vertraut, warm, als hätten sie schon immer hier geklungen. Für einen Moment scheinen zwei Zeiten nebeneinanderzustehen: die Stille unter der Erde und das Leben darüber. Kein Gedanke, kein Urteil, nur ein leises Nachhallen dessen, was einmal war. Ein Atemzug, und die Luft draußen wirkt weicher, tragender. Vielleicht, weil hier einst Menschen saßen, die genau diesen Moment ersehnt hatten – den Schritt hinaus, das Licht im Gesicht, das Geräusch von Leben. So wird jeder Gang in den Keller auch zu einem Weg nach innen, dorthin, wo Erinnerung kein Wort braucht, um zu bleiben.